Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 46 (1966-1967)
Heft: 1

Artikel: Dichtergehäuse
Autor: Bergengruen, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161855

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dichtergehäuse

WERNER BERGENGRUEN

Im Herbst wird unter dem Titel «Dichtergehäuse» ein Band mit nachgelassenen Aufzeichnungen von Werner Bergengruen vorliegen, aus dem mit freundlicher Genehmigung von Frau Charlotte Bergengruen und des Verlags der Arche in Zürich hier ein Vorabdruck erscheint. Der Auswahl ist ein Fragment aus dem Jahre 1959 vorangestellt, das den Sinn umschreibt, den der Dichter selbst diesem im Verlauf von fast vierundzwanzig Jahren entstandenen «Compendium» beimaß.

H. J. F.

Ein paar Worte über Absicht und Sinn dieser Aufzeichnungen hätte ich vernünftigerweise an ihren Anfang stellen sollen, einen Anfang also, der nun viele Schreibseiten und fast zwei Jahrzehnte zurückliegt. Aber wer sieht bei solchen Unternehmungen schon zu Beginn den Fortgang voraus? Ich konnte nicht wissen, daß aus ein paar flüchtig hingeworfenen Notizen mit der Zeit ein Lebensbegleiter für mich werden sollte, eben ein Compendium Bergengruenianum. Es hat hier wohl auch das Gesetz mitgespielt, wonach in höherem Alter der Gedanke immer mehr jenen Raum ausfüllt, der früher von der Unmittelbarkeit der Empfindungen beherrscht wurde; man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen.

Jeder Mensch verfaßt so ein Compendium, nicht jeder freilich setzt es auf Papier. Ich habe nie im Sinne gehabt, eine pragmatische Autobiographie zu schreiben, vielmehr als die von mir pflichtschuldig geleistete Selbstdarstellung die Summe des von mir Gereimten und Erzählten angesehen. Dieser Summe habe ich als ein opus supererogationis die hier vorliegenden Aufzeichnungen hinzugegeben. Ich bin der Meinung, ein solches Compendium, zusammengesetzt aus Beobachtungen, Erinnerungen, Betrachtungen und Bekenntnissen entspreche eben als Zeugnis gelebten Lebens, als Extrakt des Erfahrenen, Gefühlten, Gedachten und Gelittenen meiner Natur besser als die chronologische Aneinanderreihung von Memorabilien.

Gewiß ist manches darunter, dem ein fremder Leser weder Geschmack abgewinnen noch Anteil schenken wird. Ein solcher möge nachsichtig bedenken, daß nicht jedes einzelne der zahllosen Mosaikstiftchen, aus denen dies Selbstbildnis sich zusammensetzt, um seine Aufmerksamkeit werben will.

Aber nun gehöre ich, ein Sohn des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts, wohl in manchem Betracht zu den Letzten — den Letzten einer verfallenden Zeit, den Ci-devants, den bywschie ljudi, den letzten Balten, den letzten Kaiserlichen oder Königlichen, den letzten Parteigängern der Freiheit,

ja, in einem bestimmten Sinne vielleicht gar zu den letzten Dichtern, in jener Art, in welcher mein Rittmeister ein Letzter gewesen ist. Betrachtet man das hier zu Papier Gebrachte unter einem solchen Gesichtswinkel, so mag ihm am Ende eine Bedeutung zukommen, auf die es per se nur schwerlich einen Anspruch erheben dürfte.

Und noch etwas anderes habe ich hier zu erklären. Vielleicht nämlich wird man sich darüber wundern, daß in diesen Aufzeichnungen ein ausgedehnter Raum kleinen Dingen, ja, Bagatellen gewidmet wird. Vornehmlich diese wollen als Mosaikstiftchen angesehen werden, und doch auch als etwas mehr.

Meine Liebe gehört dem Unscheinbaren, und ich bin des Glaubens, daß es ein gänzlich Unwichtiges nicht geben kann, denn jedes Geringe steht für ein Größeres. Zu meinen liebsten Habseligkeiten gehört ein Stück vom Palast des Septimius Severus, ein weißlich-grauer Marmorbrocken, nicht größer als eine Kinderhand, aber deutlich die Kannelierung eines Säulenschaftes und die Spuren des Mörtels tragend; in diesem Bruchstück meine ich nicht nur das ganze Rom, sondern das ganze Altertum zu besitzen. Das Tageslicht spiegelt sich in jedem Wassertropfen, jedem Glassplitterchen, und aus dem unbedeutendsten Detail kann etwas abgelesen werden. Das alte Wort «pars pro toto» scheint mir eine wesentliche Einsicht zu verkünden, und die Stufenleiter vom Staubkorn bis zum Herrn der Welten ist für mich die wahre Jakobsleiter; die Engel steigen auf ihr empor und nieder.

1959

Gegen viele Mißverständnisse habe ich mich zu verteidigen. Diesen Mißverständnissen begegne ich gleichermaßen bei den mir Wohlgesinnten wie bei meinen Gegnern.

Da der elfenbeinerne Turm bekanntlich nirgends existiert außer in der Phantasie von Halbstarken und Halbgebildeten, bewohne ich ein normales Dichtergehäuse. Gäbe es ihn aber, so würde ich die Übersiedlung nicht um einen Augenblick hinausschieben.

Ich weiß nicht, von welchem Franzosen das Wort stammt: «Je ne travaille pas, je m'amuse»; ich mache es mir gern zu eigen. Das heißt, ich arbeite nicht im Dienst von Ideen, Thesen, Programmen, Absichten und Zwecken, sondern aus Leidenschaft und meiner Freude zuliebe. So habe ich denn auch nicht das Gefühl einer Mission; dergleichen vermöchte mein Unabhängigkeitsbedürfnis nicht zu dulden.

Auf der anderen Seite — und wohl kein Mensch ist von einer allein zu fassen — wird jeder aus der Gesamtheit des von mir Geschriebenen ohne Mühe herauslesen, daß er nicht ganz unrecht hätte, mich als engagé zu bezeichnen. Ja, ich bin engagiert, und die Herrschaft, in deren Dienst ich stehe, ist, kurz gesagt, das, was Goethe «das alte Wahre» genannt hat.

Aber doch nur scheinbar. In Wirklichkeit diene ich der eigenen Natur und ihren Bedürfnissen, und diese Natur, diese Bedürfnisse sind nun einmal an das alte Wahre gebunden, nicht an das jeweils Neueste, noch an das immer Ephemere. So darf man also auch nicht meinen, ich hätte mich etwa auf Grund von sogenannten inneren Kämpfen oder auch nur auf Grund von Erwägungen für diesen Dienst entschieden oder zu ihm entschlossen. Nein, ich bin in ihn hineingeboren, wie man in einen Familiennamen und in eine Verwandtschaft hineingeboren wird.

Dennoch bin ich gewiß kein «Mann aus einem Guß», und in der Provenienz aus einem solchen Gießprozeß könnte ich auch für einen künstlerisch bestimmten Menschen nichts anderes als die denkbar ungünstigste Aufbruchsposition erblicken.

Wiederum möchte ich mich nicht als einen Zerrissenen bezeichnen, wiewohl ich weiß, daß ich mit dem Verzicht auf diesen Namen mich allen Anspruchs auf eine Zugehörigkeit zur Kategorie des Interessanten oder Pittoresken begebe. Sondern was hier vorliegt, das ist die jedem Menschen auferlegte und zustehende Teilhaberschaft an der Doppelfaltigkeit der Welt, von der mich auszuschließen ich weder vermag noch wünsche.

So habe ich, aufs Ganze gesehen, immer eine Polarität in mir gefühlt und das Psalmwort geliebt: «Denn ich bin beides, Dein Pilgrim und Dein Bürger», oder, wie ich es in dem Sonettenzyklus «Die Zwiespältigen» auszudrücken gesucht habe,

«Ich habe für den alten Schild gestritten,
die Dauer suchend mitten im Vergleiten,
und wär doch gern, Zigeuner zu begleiten,
auf struppigem Klepper nachts davongeritten.»

Pilgrim und Bürger, Zigeuner und Patrizier, Spaßmacher und Anbeter — sind denn das Gegensätze? Und gar Gegensätze im Sinne von Unvereinbarkeiten? Vielleicht. Dann aber höben sie sich am Ende auf, wie es in der complexio die opposita tun. Zuletzt steckt doch wohl in mir ein Bedürfnis nach Übereinklang mit der eigenen Natur, so wie sie nun einmal ist, und danach, mich zu dieser Natur zu bekennen, mag sie nun heimlicherweise aus einem Guß sein oder aus zwei erst in der Unendlichkeit sich verschmelzenden Hälften bestehen. Diesen Verschmelzungsvorgang will ich getrost erwarten. Ich wäre außerstande, mich mir selbst anders vorzustellen, als wie Gott mich geschaffen hat.

1960

Im Werk jedes Dichters findet sich als das Vorgegebene ein cantus firmus, ein cantus prius factus. Es ist gleichgültig, ob er ihn früh erkennt oder spät.

Ja, vielleicht erkennt er ihn überhaupt nicht, und nur der aufmerksame Interpret wird ihn hernach entdecken.

1958

Jede wirkliche, das heißt: vollkommene Dichtung wird daran erkannt, daß sie keinen Widerspruch erlaubt, sondern eine verwandelnde Macht ausübt, dergestalt, daß wir, solange und so oft wir uns mit ihr beschäftigen, alle Empfindungen, alle Erlebnisse, alle Gedanken, ja sogar alle Meinungen ihres Urhebers teilen müssen. Daher ist nichts an der Frage gelegen, ob wir außerhalb gerade dieser in Rede stehenden Dichtung mit ihrem Urheber eines Sinnes sind. Geschieht die Verwandlung nicht, so ist es entweder keine vollkommene Dichtung, oder wir sind nicht fähig, — und das heißt zugleich: nicht würdig, — einer vollkommenen Dichtung gegenübergestellt zu werden.

Diese Bemerkungen beschränken sich keineswegs auf die Dichtung im engeren Sinne. Sie sind, ob auch mit kleinen Abwandlungen, auch auf andere Gebilde des Geistes anzuwenden, etwa auf Nietzsche, Schopenhauer, die Veden.

1945

Dem Schreibenden ist das Schildern aufgetragen, und fast könnte man dabei an die ursprüngliche Bedeutung dieses Verbums denken, das ja ein Bemalen des Schildes meint, nämlich ein Bemalen mit Bildern oder Bildartigem, das zugleich Zeichen für etwas durch das Bild nicht ganz zu Erschöpfendes ist. Dem Schreibenden ist alles zu schildern erlaubt. Aber nicht alles ist zu schildern möglich. Man stößt auf die Grenzen der Sprache, und es gibt Dinge, die oberhalb unserer Wortmöglichkeiten liegen. Wir können sie nur umschreibend rühmen, können nur ehrfürchtig auf sie hindeuten. Dies gilt nicht nur von jenem, das, nach den Worten des Apostels, kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und das in keines Menschen Sinn gekommen ist. Es gilt auch von dem Vollkommenen innerhalb der irdischen Schranken, von dem also, das durch seine Schönheit, seinen Adel, seine Harmonie oder Lieblichkeit überwältigt. Ebenso aber gilt es von seinem Widerspiel, denn es gibt ja auch eine Vollkommenheit des Verworfenen und Häßlichen, die im Mysterium iniquitatis aufbewahrt ist.

Mit dieser Kategorie nicht zu verwechseln sind bestimmte Kategorien des Inferioren, Untergeordneten und Banalen, die sich ebenfalls der Beschreibung entziehen. Des Experiments halber versuche man ein Knäuel von durcheinandergewirrten Schnüren zu schildern. Und zwar nicht nur so, daß diese Durcheinandergewirrtheit lediglich behauptet und mit der Suggestion verstärkender Attribute bedacht wird, sondern so, daß der Leser oder Hörer

dieses Knäuel mit all den Einzelheiten erblickt, welche die Eigentümlichkeit gerade dieses Schnurknäuels im Gegensatz zu allen anderen Schnurknäueln ausmachen. Sofort wird man sehen, daß solch ein Schnurknäuel unter die Unschilderbarkeiten gehört. Freilich kann ich mir nicht vorstellen, daß irgendeine epische Situation nun die detaillierte Schilderung eines solchen Schnurknäuels mit Notwendigkeit verlangte, und so scheint sich hier das Unschilderbare mit dem Schilderungsunwürdigen zu decken.

Schilderbar ist nur, was in der Mitte liegt, und die Mitte ist ja das Maß des Menschen. Das Obere und das Untere sind lediglich andeutbar. Doch muß man jedem Schilderer anraten, in allen einzelnen Fällen auf das sorgsamste zu prüfen, ob er wirklich vor einer Unschilderbarkeit steht. Der Mensch neigt dazu, das Unschilderbare mit dem Kaumschilderbaren und mit dem Schwerschilderbaren zu verwechseln.

1956

Die Paradoxie gehört als eine der bestimmenden Mächte in die dichterische Welt. Sie ist der Auseinanderfall der dennoch unteilbaren Wahrheit in zwei Hälften, von denen eine immer die andere ausschließt. Das einander Entgegengesetzte hebt nun aber wunderbarerweise sich nicht auf, sondern jede der zwei Hälften ist wie ein Vogel, der weit umherschweift. Abends aber finden sich beide in ihrem hochgelegenen Nest wieder zusammen, und der Schlaf macht sie gleich und eins.

1958

Vielleicht ist das mittelbare, nämlich das scientifische Interesse an der Natur in keinem Zeitalter so lebhaft gewesen wie in unserem. Aber das ergab sich auf Kosten des unmittelbaren Verhältnisses, das den Menschen ehedem mit der Natur verband, bald naiv, bald sentimentalisch. Goethe ist der letzte große Naturkundige, der zugleich noch mit allen Fasern ein Kind der Natur war.

Für den Heutigen ist sie Objekt und exploitierbar. Sie ist nicht mehr unser aller große und geliebte Mutter; eher möchte man sie mit einer bejahrten Tante vergleichen, in deren Reaktionen der aufmerksame Neffe nach Bestätigungen für seine charakterologischen Theorien fahndet.

Das Gedicht, das noch aus dem uralten Kindschaftsverhältnis zur Natur stammt, steht heute nicht hoch im Kurse. Der Dichter nimmt wenig Notiz von ihr; allenfalls läßt er sie mit Nachsicht oder Ironie als Folie oder Arabeske ein wenig mitspielen. Ein verrostetes Blechgefäß im Walde gilt für inspirativer als ein Vogelnest oder ein blühender, im Vorfrühling seine giftige Süße aushauchender Seidelbast.

Es ist schwer, sich auszumalen, wie und wohin diese Entwicklung weiter gehen mag. Ich vermute, mit der Bezwingung der Distanz zu den anderen Planeten werde auch das Naturgefühl des Menschen in eine neue, noch nicht vorstellbare Phase treten. Ich kann mir nicht denken, daß angesichts des größten Ereignisses der menschlichen Geschichte die Dichtung schweigen werde, und was sollte sie alsdann stärker zur Äußerung zwingen als die Begegnung mit den neuen Aspekten der erweiterten Natur?

1959

Was wir auch schreiben mögen, es ist doch alles nichts anderes als die Fragmente, die Skizzen, die Abfälle des Ungeschriebengebliebenen.

1945

Eine literarische Zeitschrift schreibt mir: «Der Aufhebung des traditionellen Zeitbegriffs in der modernen Naturwissenschaft seit Einstein entspricht eine Parallele im modernen Roman: auch hier haben Autoren mit dem herkömmlichen Zeitbegriff gebrochen, den Roman-fleuve und seine strenge Chronologie aufgegeben und die Zeit ebenso frei behandelt wie den Raum.»

Im Anschluß an diese Zeilen legt mir die Redaktion folgende zwei Fragen vor:

1. Sehen Sie in der Wandlung des Zeitbegriffs einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Literatur und Naturwissenschaft oder sind Sie der Ansicht, daß es sich hier um eine Parallelentwicklung handelt, ohne direkte gegenseitige Beeinflussung?

2. Sind Sie der Ansicht, daß der traditionelle Roman mit strenger Chronologie seine literarische Berechtigung verloren hat?

Obwohl mir scheint, bei solchen Rundfragen handele es sich um reine Wichtigtuereien, habe ich geantwortet, und zwar folgendermaßen:

«Es scheint mir verdienstvoll, die erste Frage alternativ aufzuwerfen, aber unmöglich, sie alternativ zu beantworten, wenn man nicht ungehörigen Vereinfachungen anheimfallen will.

Ich neige zu der Auffassung, daß alle im nämlichen Kultur- und Zeitraum sich vollziehenden Bewegungen in irgendeiner Weise zusammenhängen, auch dort, wo eine unmittelbare Beeinflussung nicht nachzuweisen ist, und daß auch scheinbare Parallelentwicklungen nicht berührungslos vor sich gehen. Dies ist in jedem Falle die Meinung der nachfolgenden Generationen und der Geschichtsschreibung, die ohne diese Vorstellung sich selbst aufheben würde. Und doch muß ich es hinnehmen, wenn ein Romancier mit aller Entschiedenheit erklärt, sein eigener Verzicht auf die überlieferte epische Chronologie

habe nicht das geringste mit den Wandlungen des naturwissenschaftlichen Weltbildes zu tun. Ich würde nicht zu behaupten wagen, daß er bona fide im Irrtum sein müsse.

Auch die zweite Frage möchte ich nicht streng alternativ beantworten, sondern mit dem Hinweis darauf, daß zu allen Entwicklungen innerhalb der Literatur als Modifikationsfaktor die Individualität des Autors tritt und daß mir persönlich die Sonderfälle die interessanteren sind. Literarische Berechtigung wird nicht durch die Akzeptierung und Anwendung einer These gewonnen, sondern nur durch das geglückte und überzeugende Werk. Ich könnte mir vorstellen, daß nach fünfzig Jahren, vielleicht aber auch schon auf der nächstjährigen Buchmesse ein junger Mensch einen Roman strengster Chronologie vorlegt, dem die ganze Welt zustimmt.»

Es hätte sich noch manches zu diesem Thema sagen lassen, aber der Raum war begrenzt, und so ließ ich es genug sein.

Jetzt kommt es mir so vor, als hätte ich auf den frag- und nichtswürdigen Begriff der «literarischen Berechtigung» noch viel näher eingehen sollen. Aber ich hatte die Redaktion mit meinem Hinweis auf die Individualität des Autors und auf die Qualität eines Werkes als die einzigen wirklich in Frage kommenden Faktoren wohl schon hinreichend geärgert.

Doch macht es mir ein grimmiges Vergnügen, mir auszumalen, welchen Stilformen und Sujets irgendeiner unserer Winkeljournalisten wohl die «literarische Berechtigung» absprechen möchte.

Also: der Strophenform; dem Reim; dem nicht von Grund auf Asymmetrischen, wozu nun einmal die Novelle gerechnet werden muß; der «epigonalen» Sprache, unter der man ein Deutsch versteht, das mit Konjunktiven umzugehen weiß, die Unterschiede zwischen starker und schwacher Deklination kennt und auch über die zwischen den Worten «zumuten» und «zutrauen», «überheblich» und «hybride», «Wassernot» und «Wassersnot» informiert ist, das falsche Appositionen vermeidet und den Modejargon der Immobilienagenturen und Lokalreportagen, der religiösen Traktate und der Heiratsannoncen nur dort anwendet, wo mit seiner Hilfe bestimmte Figuren, Menschenkreise und Milieus charakterisiert werden sollen; den Erzählungen, in denen Ehepaare vorkommen, bei denen keiner der beiden Partner zu Homosexualitäten neigt; allen Geschichten, in denen auch noch andere Motive auftreten als die Angst vor der Atombombe, und allen, in denen die absolute Lächerlichkeit von Sonnenuntergängen nicht Axiom ist; kurz, sämtlichen Erscheinungsformen dessen, was das kleine Karlchen für reaktionär hält, während in Wirklichkeit doch nur eins reaktionär ist, hoffnungslos reaktionär: die Dummheit dieser zahllosen kleinen Karlchen, vor denen unbegreiflicherweise der Besserunterrichtete immer wieder kapituliert.

1959

Ich erinnere mich plötzlich an Eichendorffs Gedicht «Trost». Was tröstete ihn? Die Kontinuität der Geschichte und die Kontinuität der Natur. Beide sind dem Heutigen nicht mehr verbürgt.

Die zweite Strophe lautet:

«Aber so lange noch kreisen
Die Stern um die Erde rund,
tun Herzen in neuen Weisen
die alte Schönheit kund.»

Angenommen, dies gelte auch noch für unsere Zeit (und sicher tut es das, obwohl nicht mehr in der Unbestrittenheit von einst) — aber wird das auch noch für die der unseren folgende Zeit gelten? Bisher hat es in jedem Zeitalter «neue Weisen» gegeben, und die Sänger der alten mußten sich damit abfinden, daß es nicht mehr die ihren waren. Das ist manchen schwer gefallen, aber anders geht es auf Erden nicht zu.

Immerhin meinten die neuen Weisen doch noch die alte Schönheit. Die alte Schönheit, das ist das Urgegebene, das für ewiggeltend Gehaltene, das Immerbesungene. Es gibt eine Kontinuität von Homer bis Benn, der diese Behauptung freilich mit einigem Zorn von sich gewiesen hätte.

Aber wie lange wird es sie noch geben? Und wird dieses Eichendorffsche Kundtun denn weitergehen — auch wenn es nicht mehr die alte Schönheit zum Gegenstand haben sollte — oder wird es eines Tages ganz und gar verstummt sein? Leben wir im Anfang jener Epoche, der auch die letzten Dichter angehören werden? Müssen sie, deren altes Symbol das geflügelte Pferd war — ein in Wahrheit herrliches Symbol! — den letzten Pferden folgen? Und sind diese letzten Dichter vielleicht schon unter uns? Etwa als Jünglinge oder Knaben?

So geschwind wird es damit wohl nicht gehen. Aber schon, daß diese Fragen aufgeworfen werden können, ist nicht leicht hinzunehmen.

Man möchte meinen, ein solcher Vorgang wie das Erlöschen der dichterischen Stimme müßte, wenn er denn verhängt sein sollte, die Lebenszeit von Generationen beanspruchen, von zehn, zwanzig oder mehr. Aber vielleicht geschieht das wie in einem geschichtlichen Augenblick? Und geschieht es im Rahmen eines allgemeinen Verfalls der schöpferischen Kräfte oder wird nur die Dichtung von ihm betroffen, während die rationaleren Potenzen weiterhin ungeschwächt das Feld behaupten?

Wer von uns kann da etwas voraussehen? Wir alle leben jetzt in Entwicklungen, für welche die Vergangenheit keine Analogie mehr bietet. Ja, tun wir das? Nicht einmal diese Frage können wir beantworten.

1958

Die Divinationskraft hat ihren Vorrang vor der Zeit, eine seelische Intensität kann die Dauer ersetzen, und die wahre Zeit ist nicht mit der Uhr meßbar.

Menschen von Imaginationsgabe haben die Fähigkeit der intensiven, nicht wie andere der extensiven, Durchdringung und Aneignung von Atmosphären, und sie haben die Erbötigkeit zum intensiven Durchdrungenwerden und Sichdurchdringenlassen. Sie nehmen Extrakte auf, Kondensate. Sie werden den Gehalt einer Örtlichkeit, einer Situation, eines menschlichen Konviviums in fünf Tagen stärker in sich einsaugen, als andere in Jahren. Sie brauchen nicht den ganzen Baum leerzuessen, um in das Aroma und den Geist seiner Früchte einzudringen. Drei Tage Haft, einige Wochen Lazarett, ein paar gastweise in einem Kloster verbrachte Tage — von Reiseaufenthalten nicht zu reden —, das kann in den Organismus eingehen wie eine Essenz. Sie bewahrt sich, vielleicht trocken geworden, in einer Schicht unterhalb des Gedächtnisses auf, aber ein paar geistige Tropfen genügen, sie wieder flüssig und frisch zu machen.

1949

Niemals, von einigen jugendlichen Versuchen abgesehen, habe ich Gestalten meiner realen Umgebung und Bekanntschaft in meine Erzählungen eingeführt. Ich rechne mir das nicht zum Verdienst an, denn es handelt sich ja nicht um eine Versuchung, der ich Widerstand geleistet, oder um etwas, das ich aus einer Einsicht verschmäht hätte. Nein, es liegt mir einfach nicht, und ich denke nicht daran, einen Vorwurf gegen diejenigen zu erheben, die hier andere Wege gehen.

1944

Die Lust am Grotesken und Bizarren hat mich bis tief ins Mannesalter begleitet. Zwei Faktoren waren dabei am Werke: kindliche Spielfreude und die Ahnung von der Paradoxie der Welt.

1944

Ich bin zu Zeiten, und nicht nur in meiner Jugend, das gewesen, was man übertreibend einen Trinker nennt, und ich könnte mir die geistigen Getränke aus meinem Leben nicht fortdenken, ohne daß es einen ganz veränderten Aspekt bekäme; in reiferen Jahren bin ich freilich mäßig geworden, ganz von selber, ohne Vorsatz und Zwang.

Niemals aber hat mir der Alkohol, wie etwa Kaffee, Tabak, Tee und Mate, als unmittelbares Stimulans zur Arbeit gedient. Unter seiner Einwirkung habe ich wohl mitunter empfangen, nie aber zeugen können. Ähnlich mag es

sich mit den meisten Dichtern verhalten. Getrunken haben sehr viele, und bei Goethe ist es selbst in hohem Alter selten unter zwei Flaschen Wein im Tage abgegangen; es bleibt immer etwas Wahres an dem horazischen Wort:

> «Nulla placere diu nec vivere Carmina possunt,
> quae scribuntur aquae potoribus.»

Von solchen aber, die während der Arbeit getrunken haben, wüßte ich nur E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und Otto Erich Hartleben zu nennen. Bei der Arbeit muß ja jeder Künstler nach der höchsten Wachheit, Besonnenheit und Klarheit trachten; die Exaltation tritt ihn von selber an.

1945

Immer fühle ich mich mißverstanden, wenn ich hören oder lesen muß, ich hätte zahlreiche historische Erzählungen geschrieben. Für mein Gefühl sind es nur wenige. Denn die meisten, die so bezeichnet werden, sind nicht historisch, wenn sie auch in der Vergangenheit spielen. Es handelt sich ja bei ihnen nicht um eine geschichtliche Problemstellung, sondern um eine, die allen Zeiten gemeinsam ist. Eine geschichtliche Problemstellung sehe ich dort, wo es einen Autor lockt, etwa die Besiedelung des Ostens durch die Deutschen, die Entstehung des schweizerischen Staatsgedankens, das Wiedereindringen der Antike in das Bewußtsein der Menschen oder das Aufsteigen Preußens zu einer europäischen Großmacht episch darzustellen, — vom Element des Biographischen nicht zu reden. All dergleichen lockt mich nicht. Was mich immer wieder anzieht, das ist das menschliche Herz mit seinen Leidenschaften und Verstrickungen, es ist die Situation des Menschen und sein Verhältnis zum Schicksal. Vergangene Zeiten wähle ich eigentlich nur im Sinne von Schauplätzen. Aber sehr oft spielen meine Geschichten nur scheinbar in geschichtlichen, in Wirklichkeit jedoch in mythischen Zeiten, also außerhalb jeder geschichtlichen Zeitrechnung. Die Wahl solcher mythischen Zeiten ist ein Stilmittel. Man könnte auch sagen: ein Mittel der Stilisierung. Das Menschliche läßt sich am reinsten darstellen, je geringer die Rolle ist, die das Beiwerk spielt. Die ungeheure Apparatur des Lebens, die für unsere Zeit kennzeichnend ist, bedingt Beiwerk auch in der Erzählung, und dies Beiwerk gefährdet die Schärfe, die Unverwischbarkeit der Konturen. Meine Novelle «Das Netz» spielt nicht in einer geschichtlichen, sondern im Gegenteil in einer außergeschichtlichen Welt. Man könnte sie eine mythische Welt nennen; deutlich ist nur, daß sie nicht in unserer Gegenwart spielt. Und doch fliehe ich die Gegenwart nicht, denn wirklich leben kann der Mensch, er sei denn ein Irrenhäusler, nur in seiner eigenen Zeit. Wo ich eine andere Welt statt unserer gegenwärtigen und alltäglichen zum Schauplatz wähle, da geschieht es oft

der Fabel zuliebe, nämlich mit Rücksicht auf einen Handlungsablauf, der eine bestimmte menschliche Problematik sichtbar macht, aber in unserer durchgekämmten, durchpolizierten, paragraphisch berechenbar gewordenen Welt sich nicht mehr mit der mir nötigen Unbedingtheit, der mir nötigen urbildlichen Fundamentalität ereignen könnte, sondern Gefahr liefe, vom Beiwerk erstickt oder doch in seiner Beispielhaftigkeit geschwächt zu werden. Zahllose Dinge, die in alten (und gar in mythischen!) Zeiten von einer Einzelpersönlichkeit entschieden, befohlen, vollzogen wurden, kompetieren heute vor eine anonyme Instanz. Sie sind nicht mehr Gewissensentscheidungen, sondern Abstimmungsergebnisse, das heißt: episch uninteressant und unfruchtbar. Ein Urteil wie das des Grafen Tiefenbach in meiner Musketengeschichte könnte in einem modernen Heer mit einer geordneten Kriegsgerichtsbarkeit niemals gefällt werden. Ähnlicher Beispiele ließen sich zahllose anführen. Aber dies eine mag genügen, um darzutun, daß der Autor von heute oft nur die Wahl hat, eine Geschichte in die Vergangenheit zu verlegen oder sie unerzählt zu lassen.

1952

Von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste für ihr Archiv zu einer kurzen Charakterisierung meiner Person aufgefordert, habe ich die folgende Auskunft gegeben:

Vor allem interessiert mich die menschliche Individualität vor dem Angesicht des Schicksals. Sie steht im Mittelpunkt meiner vielen Novellen, aber auch meiner Romane, für die von Literarhistorikern der Terminus «Großnovellen» gefunden worden ist. Zu manchen meiner Bücher bin ich durch meine Lust am Reisen angeregt worden. Meine Gedichte beherrscht die Empfindung des Gleichnischarakters, den ich an allen Erscheinungen und Geschehnissen auf Erden wahrzunehmen meine. Daß mir die Natur nicht, wie einigen Jüngeren, eine langweilige alte Tante oder Gouvernante ist, sondern eine uralte und ewig junge Göttin, Geliebte und Mutter, wird mir auch die Jugend verzeihen, wenn ich verlegen darauf hinweise, daß ich aus einem agrarischen, waldreichen, dünnbevölkerten und an Städten armen Lande stamme, also, wenn man so will, ein Hinterwäldler bin.

1960

Immer wieder werde ich darauf geführt, wie viel mir noch fehlt und wohl immer fehlen wird, um das, was ich möchte, klar und präzis in Worte zu bringen. Hierbei denke ich nicht an das per se Unaussprechliche. Aber es müßte mir doch möglich sein, auszudrücken, worauf zum Beispiel die Magie

von Franz Kafkas Erzählung «Verwandlung» beruht. Vergebens, — ich muß mich schon mit dem mageren Troste bescheiden, kein Literarhistoriker zu sein.

1944

Auch das treffendste, das glücklichst gewählte Wort ist nur etwas wie ein Code-Wort oder ein stenographisches Siegel. Schmerzlich empfindet der Mensch die Ärmlichkeit und Unzureichendheit der Sprache; und sollte doch dankbar sein dafür, daß, was ihm an Empfindungen des Herzens, an Erlebnissen der Sinne und der Seele gewährt wird, allezeit größer ist als seine Fähigkeit, es auszudrücken.

1949

Wie manche mittelalterliche Maler bestrebt waren, auf jedem Bilde den ganzen Kosmos sichtbar zu machen, so lockt mich immer wieder der Versuch, im Gedicht oder in der Erzählung die Gesamtheit des Weltalls, visibilia omnia et invisibilia, wenigstens in Abbreviaturen aufscheinen zu lassen.

1943

Recht zuhause fühle ich mich doch nur in der erzählenden Prosa. Allenfalls komme ich noch zurecht mit der kurzen und im Grunde anspruchslosen Niederschrift eines einzelnen, oft aphoristischen Gedankens, einer Beobachtung, eines Aperçus. Aber schreibe ich etwas anderes, so erscheine ich mir als ein Hochstapler.

Als ich zur Schule ging und Aufsätze schreiben mußte, da hat bei mir die Hochstapelei angefangen; ich bin sie nicht mehr losgeworden. Wir hatten für den deutschen Hausaufsatz jedesmal sechs Wochen Zeit und mußten ihn traditionsgemäß immer an einem Montagmorgen abliefern. An diesem letzten Montag stand ich früh auf und schrieb meinen Aufsatz vor Schulbeginn ohne Konzept ins Reine. Die Aufsätze mußten mir dazu dienen, meine minderwertigen Leistungen in anderen Unterrichtsfächern auszugleichen, und das haben sie auch regelmäßig getan.

Die Lehrer legten beim Aufsatz großen Wert auf die sogenannte Disposition, die mit in das Heft eingetragen werden mußte. Es wurde vorausgesetzt, daß man sie als erstes anfertigte und darauf nach ihrer Wegleitung den Aufsatz schrieb. Ich machte es umgekehrt. Ich brachte irgendwie meinen Aufsatz zustande und suchte dann dahinter zu kommen, welche Disposition ich ihm, ohne die Wahrscheinlichkeit zu verletzen, wohl unterlegen könnte. Irgendeine fand sich immer, und ich trug sie in den für sie freigelassenen Raum vor

Beginn des eigentlichen Aufsatztextes ein. Es ist mir auch begegnet, daß ich den auszusparenden Raum in der Eile zu knapp bemessen hatte, dann mußte die Disposition eben geändert werden; hineinpassen mußte sie! Die Lehrer glaubten nun, ich sei, klar nachdenkend und mit scharfem Verstande, in der vorgeschriebenen Reihenfolge zu Werke gegangen. Überhaupt trauten sie mir einen scharfen Verstand zu. Aber gerade der scharfe Verstand und das klare Nachdenken waren nicht meine Sache, was sich am deutlichsten in meiner geradezu lächerlichen mathematischen Minderbegabtheit zeigte. Da indessen die Lehrer auch nicht übermäßig viel Verstand hatten, so merkten sie nicht, wie sehr sie sich in mir täuschten.

Ich machte meine Aufsätze ohne viel Überlegung und ohne jede Architektur. Es war nichts als eine assoziierende Aneinanderreihung von Gedanken. Aber ich wußte mich leidlich gewandt auszudrücken, und so kam niemand hinter den Schwindel.

Die Fähigkeit zur Disposition und zur gedanklichen Architektur fehlt mir noch heute. Darum kann ich keine Essays und keine einläßlicheren Betrachtungen schreiben und keine Vorträge über bestimmte, festumrissene Themen halten. Das alles setzt eine Geistesart voraus, die nicht die meine ist. Wie könnte denn eine assoziative Aneinanderreihung von Einzelheiten jemals einen Essay geben?

Unter den Schulaufsätzen habe ich nicht gelitten, das ging im Handumdrehen ab und ohne Mühe. Aber welche Mühsal, Qual und Gewissensbedrückung mir ein Journalaufsatz verursacht, die Einleitung oder das Nachwort zum Buch eines anderen Autors oder die Ausarbeitung eines Vortrages, das ist schwer zu schildern.

Nun muß ich hier sagen, daß ich kein frei- und böswilliger Hochstapler bin, sondern wenn ich solcherart hochstaple, so tue ich es gezwungenermaßen. Heftig mich sträubend und erst, schlechten Gewissens, nachgebend, wenn mir gar keine plausible Ausflucht mehr bleibt, lasse ich mich gelegentlich von Redaktionen, Verlegern, Vortragsinstanzen breitschlagen, überreden, vergewaltigen. Ebenso wie die Lehrer glauben auch alle diese Bedränger an meinen Verstand, und ich kann ihnen den Irrtum nicht nehmen. Berufe ich mich auf meine Unfähigkeit, so sehen sie darin entweder eine Koketterie oder aber eine von meiner Faulheit oder Ungefälligkeit vorgebrachte Ausrede. Sie können den Zusammenhang nicht begreifen.

Haben sie mich zur Strecke gebracht, so kommt es über mich wie eine Erkrankung. Ich bin niedergeschlagen, angeekelt, verzweifelt, solange die Arbeit mich beschäftigt. Ich atme erst auf, wenn sie aus dem Hause ist, und schwöre mir, nie wieder von dieser übelschmeckenden und unbekömmlichen Speise zu essen.

Die Zeitschriftenredakteure sind meistens, ich will es einmal so nennen, essayistische Naturen. Sie sind außerstande, sich vorzustellen, daß hier einem

normalen, die deutsche Sprache beherrschenden Menschen irgendwelche Schwierigkeiten erwachsen können. Ahnten sie die Tiefe der Verzweiflungen und Lebensüberdrüsse, in die sie mich stürzen, so würden sie, die mir ja keineswegs übelwollen, vielmehr mir mit ihren Ansinnen eine oft freundschaftliche Wertschätzung erkennen zu geben meinen, mich in Frieden lassen und sagen: der Mann kann vielleicht Geschichten erzählen, aber um einen Artikel über die Strömungen in der zeitgenössischen Lyrik oder über die Entwicklung des Romans zu schreiben, dazu hat er einfach nicht Verstand genug, hole ihn der Teufel und damit basta.

1948

Eigentlich soll man nur diejenigen Dinge treiben, die, und seien sie noch so bescheiden, außer einem selbst kein anderer kann.

1942

Ich bin kein Improvisator, auch wo ich zu improvisieren scheine. Bei mir ist alles von langer Hand.

1940

Mit der Zeit habe ich mich von der Irrigkeit meiner alten Vorstellung überzeugen müssen, es bestehe ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Roman- und Novellenstoffen. In der Tat existiert eine solche Kluft nur in den extremen Fällen. Es gibt Novellen von komprimiertem Romangehalt, es gibt Romane, die von ausgesponnenen Novellenmotiven ihren Ausgang nehmen. So ist mir mein «Starost» aus einer ursprünglich novellistischen Absicht erwachsen, und ebenso mein «Großtyrann», dem man diese Herkunft wohl noch anmerkt. Selbst das Thema eines Entwicklungsromans ist novellistisch faßbar, wofern man nur im Leben des Helden den Kairos zu ergreifen weiß, den schicksalhaften, entscheidungsvollen Augenblick; und im Grunde steht ja auch jedes Einzelerlebnis paradigmatisch für eine ganze, Jahrzehnte währende Existenz. Wie immer und überall in der Kunst ist auch hier alles eine Frage der Form; die Idioten würden sagen: nur eine Frage der Form.

1944

Aus wie verschiedenen Anstößen meine Novellen auch entstanden sind, — wenn mir das freilich Unmögliche gelänge, alle meine entworfenen und begonnenen Novellen zu Ende zu führen, so wäre damit ein Bild abendländischer Gesamtheit über die aufgetane Kluft hinweg in die künftige Zeit hinübergetragen.

1944

In meinem 1934 geschriebenen Gedicht «Die Halskette» sind zwei Stellen, die mir Unbehagen verursachen, weil sie wohl von niemandem so verstanden werden, wie sie gemeint sind, es sei denn von jenen, die mich dies Gedicht haben vorlesen hören, und ich habe es, öffentlich oder privatim, ungezählte Male vorgelesen.

Es handelt sich um die vierte Zeile der zweiten und um die dritte Zeile der fünften Strophe.

Die zweite Strophe lautet:

«Du willst die Kugeln zählen,
sie haben keine Zahl.
Willst eine dir erwählen,
doch keine steht zur Wahl.»

Hier muß der Akzent auf dem Wort «steht» ruhen und nicht auf «Wahl». Ich bin ja nicht von der papierenen und banalen, in kein Gedicht hineingehörenden Redensart «zur Wahl stehen» ausgegangen, sondern habe sagen wollen, daß von den unabläßig durch die Finger gleitenden Kugeln der Halskette keine stille hält, keine so stehen bleibt, keine so steht, daß auf sie vor anderen eine Wahl zu fallen vermöchte.

An der anderen Stelle geht es mir um das Wörtchen «gewiß». Die Strophe heißt:

«Sie hat nicht lauten Willen,
schließt alle Form in sich.
Sie ruht gewiß im Stillen
und unantastbarlich.»

Das Wort «gewiß», dessen eigentlicher Sinn noch klar aus dem Substantivum «Gewißheit» leuchtet, ist von unserer Umgangssprache so abgeschliffen worden, daß es ähnlich dem synonymen «sicher» vielfach nicht mehr eine kräftige Gewißheit, sondern eine matte Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, ja eine bloße Vermutbarkeit ausdrückt. Selbstverständlich habe ich es hier in seinem ursprünglichen Sinne gebraucht und ein selbstgewisses, von keinen Zweifeln angefochtenes, ja in der eigenen Gewißheit seliges Ruhen gemeint; daher denn an dieser Stelle auf «gewiß» ein ganz anderer Ton zu liegen hat, als er diesem Worte für gewöhnlich gegönnt wird.

Als ich das Gedicht schrieb, war ich naiv genug, zu glauben, jeder müsse verstehen, wie diese beiden Stellen gemeint sind, und zugleich auch noch arrogant genug zu dem Gedanken, den Goethe in den Versen

«und wer mich nicht verstehen kann,
der lerne besser lesen»

ausgedrückt hat. Erst später sah ich ein, daß ich Unmögliches verlangte. Aber jetzt steht es einmal so da, und es mag damit sein Bewenden haben.

1945

Den «Tod von Reval» schrieb ich in den Jahren 1931—1935, als der schweizerische Dichter Friedrich Dürrenmatt noch in den unteren Gymnasialklassen war. Wie mir glaubwürdig berichtet wird, las er ihn unlängst und rief aus: «Endlich jemand, der mich verstanden hat!»

1959

Voraussetzung allen fruchtbaren Lesens ist die wenig verbreitete Einsicht, daß nicht in jeder Äußerung, die der Autor einer seiner Figuren in den Mund legt, ein persönliches Bekenntnis des Autors enthalten ist. Da ersuchen mich angriffs- und brieflustige Leute, ihnen die objektive «Richtigkeit» irgendeiner sentenziösen Bemerkung meines Großtyrannen zu erhärten und kommen nicht auf die Idee, daß der von ihm geäußerte Gedanke aus der Seele und Situation meines Helden gesprochen ist. Sie hätten ein Recht, Erklärungen zu verlangen, ja, mich anzugreifen, wenn der Großtyrann etwas gesagt hätte, das nicht großtyrannisch wäre. Aber doch nicht, weil er etwas sagt, das mit ihren Meinungen und Moralbegriffen nicht übereinstimmt.

Für solche Leute schreibt man nun Bücher! Man kann allen Mut verlieren.

Tröstlich ist da nur der eine Gedanke, daß man eben nicht für solche Leute schreibt — ebensowenig wie für irgendwelche andere —, sondern bei Leib und Leben und ganz und gar nur für sich selber (und für etwas Unbenennbares, das man bisweilen mit einem gestaltgewordenen Begriff gleichsetzen möchte; vielleicht haben die Alten es am besten getroffen, wenn sie ihn Muse genannt haben).

1959

Es gehört zu den Vorrechten des Dichters, daß ihm gläubige Verbrecher sympathischer sein dürfen als ungläubige Ethiker.

1953

Es ist für mich ein Genuß, die Sprache in ihren Bewegungen zu beobachten und den Wandlungen der Worte zu folgen. Sie kennt keine Pedanterie, und sie bindet sich nicht an die Regeln, welche die Philologen aus ihr gewonnen

haben. Selbst ein so schafsdämliches Buch wie der Duden hat ein Gefühl für die Lebendigkeit, die sich in ihrer unablässigen Wandlungslust offenbart. Manchmal möchte man meinen, die Sprache sei vom Menschen unabhängig, ja, zum mindesten als Idee, vor ihm dagewesen; um sich zu verleiblichen, habe sie den Menschen erschaffen, der sie lautzumachen hat, und bewirke nun weiterhin alle mit ihm geschehenden Veränderungen.

1959

Bei der Überarbeitung des Geschriebenen gehört zu den wichtigsten Dingen die Ausmerzung der vollkommen unentbehrlichen Wiederholungen.

1945

In meinen Jahren ist man geneigt, vor größeren Plänen zurückzuschrecken, ob es sich nun um neue Projekte handelt oder um die Fortführung von Begonnenem und Liegengebliebenem, zu der ja immer ein Entschluß gehört. Man fürchtet, die einem noch gewährte Zeit werde, das Gewünschte auszuführen, nicht mehr reichen. Zudem hat das Arbeitstempo sich verlangsamt, und die von allerlei Nebengeleisen herandrängenden Beanspruchungen haben sich vervielfacht.

Doch sollte man sich nicht nachgeben. Es ist angemessener und rühmlicher, eine Arbeit, von der man abgerufen wurde, als Fragment zu hinterlassen, denn schon bei Lebzeiten zu resignieren und in ihre Bruchstückhaftigkeit einzustimmen.

1961

Man muß am Feinde bleiben. Die Gültigkeit dieses kriegerischen Grundsatzes erprobt sich mir immer von neuem in meiner Arbeit. Es ist schwer oder bisweilen gar unmöglich, bei größeren Unternehmungen, allen von außen und innen andringenden Behinderungen zum Trotz, in einem gleichmäßigen Fluß der Arbeit auf längere Zeit oder bis ans Ende zu verharren. Aber die Fühlung mit dem Feinde darf der Truppe nie verloren gehen. Sie stellt sich, einmal abhanden gekommen, nicht so leicht wieder her, und nach jeder Unterbrechung der Arbeit bedarf es eines neuen Anlaufs. So soll man auch in Perioden der Dürre sich nicht von der Arbeit abkehren. Will es nicht weitergehen, so empfiehlt es sich, Verbesserungen am bisher Geschriebenen auszuführen, Notizen zu sichten und zu vervollständigen, kleine Lücken auszufüllen oder auch diese und jene durch Änderungen und Einschiebsel unüber-

sichtlich und schwer lesbar gewordene Seite neu ins Reine zu schreiben. Ist man wenigstens dazu imstande, so kann man Hoffnung haben, binnen kurzem wieder mitten in der Sache zu sein. Man muß am Feinde bleiben.

1956

Es ist mir eine liebe Gepflogenheit, größere Arbeiten mit einer Reise zu beginnen und zu beendigen. Den «Goldenen Griffel» habe ich im halb noch winterlichen Vorfrühling des Wörlitzer Parks abgeschlossen, desgleichen vier Jahre später den «Tod von Reval», den «Großtyrannen» in Weimar, Kissingen, Ebrach, Ansbach, Hall, Stuttgart und Schwarzburg. Auf Reisen habe ich immer am fruchtbarsten gearbeitet. Reisen zerstreut nicht, es konzentriert; wahrhaft zerstreuend sind die kleinen Angelegenheiten und Sorgen der häuslichen Alltäglichkeit.

1944

Ich erinnere mich nicht, jemals das Wort «verhaftet» gebraucht zu haben — außer wenn jemand verhaftet wurde.

1955

Und wenn ich sonst nichts getan habe: ich habe das Semikolon und den Alexandriner wieder zu Ehren gebracht.

1963

Die Pilatusgesinnung des «quod scripsi, scripsi» ist jedem Autor nötig. Eben so sehr aber bedarf er des noch schwerer einzunehmenden und zu behauptenden gegenteiligen Standpunkts, nämlich der ständigen Bereitschaft, während seiner Arbeit: «quod scripsi, non scripsi» zu sagen und die liebsten Gedanken, die glücklichsten Einfälle, die dichterischsten Bilder zu opfern, wenn sie in dem fortschreitenden, sich umbildenden Plan des Ganzen ihre Stelle nicht mehr zu recht bewahren. Wie schwer ein solches Opfer ist, weiß nur, wer es gebracht hat. Und doch verschwindet es angesichts des fertigwerdenden oder gar des abgeschlossenen Werkes merkwürdig schnell aus dem Gedächtnis und hinterläßt keinen Stachel.

1945